



Mystisch und BOMBASTISCH

Kamasi Washington

gilt manchen Kritikern als Lichtgestalt, ja sogar als Retter des Jazz. In jedem Fall schafft es der charismatische Tenorsaxofonist aus Los Angeles mit seinen bombastischen Klanggemälden und geschicktem Marketing, ein junges Publikum zu begeistern.

Von Sven Thielmann

Was war das für ein Aufruhr 2015, als da plötzlich wie aus dem Nichts ein imposanter Hüne als der neue Heilsbringer des Jazz gehypt wurde. Vor allem von solchen Medien weltweit, die für gewöhnlich mit dem meist randständigen Genre nichts am Hut haben. „The Epic“ war das meistdiskutierte Album des Jahres, das Jazz-Debüt von Kamasi Washington aus Los Angeles. Den davor schon in New York nicht einmal Spezialisten kannten, obwohl der damals 33-jährige Tenorsaxofonist durchaus respektable Credits als Begleiter auf di-

Die Hip-Hop-Crowd war entscheidend für Kamasi Washingtons Erfolg

versen Platten von George Duke und Stanley Clarke aufweisen konnte. Interessanterweise blieb er dort aber völlig unbemerkt.

Die Hip-Hop-Crowd war entscheidend für Kamasi Washingtons Erfolg. Nach mehr als einem Jahrzehnt als Session- und Live-Musiker, etwa für Ery-

kah Badu und Snoop Dogg, machte die Kooperation mit Flying Lotus auf dessen Album „You’re Dead!“ und wenig später die mit Kendrick Lamar auf „To Pimp A Butterfly“ den schwergewichtigen Bläser über Nacht zum gefragtesten US-amerikanischen Saxofonisten. Der nutzte prompt das Momentum und zog sich mit jeder Menge alter Freunde – darunter dem Bassisten Stephan „Thundercat“ Bruner, dessen trommelnden Bruder Ronald Bruner Jr. und dem Pianisten Cameron Graves von seiner seit Highschool-Zeiten bestehenden Band „The Young Jazz Giants“ (sic!) – für einen Monat lang in ein Tonstudio zurück, um auf prallen zwei Terabyte seine überbordende Vision eines ekstatischen schwarzen Jazz-Gebräus zu dokumentieren.

Allein die schiere Macht der Zahlen von „The Epic“ blendete damals viele: Über 30 Musiker, darunter neun Streicher und ein 14-köpfiger Chor, jagen 174 Minuten lang auf drei CDs durch die Jazz-Historie, in 17 aberwitzig opulenten Tracks. Ganz großes Kino in Cinemascope samt Dutzender Soli vor flächiger Kulisse, perfekt inszeniert als überwältigendes Emotionsspektakel unter kaum verbrämter Exploitation des Mystizismus’ eines Sun Ra, dem spirituellen Jazz von John Coltrane und Pharoah Sanders



Foto: Sven Thielmann

„Ich komme aus einem Teil von Los Angeles, wo Jazz wirklich eine Befreiung darstellt“, so Kamasi Washington zur prägenden Erfahrung seiner Jugendjahre.

und dem politischen Funk von Archie Shepps Attica Blues plus jeder Menge Ingredienzen aus dem 70er-Jahre-Fundus von CTI Records. Eingängiger Bombast von ohrenschmeichelnder Intensität auf der Basis eines druckvollen Doppelquartetts, was spektakulärer klingt als es ist – schließlich hatten in solcher Besetzung schon vor gut einem halben Jahrhundert

Ornette Coleman („Free Jazz“) und Peter Brötzmann („Machine Gun“) für Furore gesorgt.

„Meine größte Inspiration für den Chor kam tatsächlich von Strawinskys ‚Symphony of Psalms‘“, sagt Kamasi Washington: „Ich hörte das und träumte davon, darüber mit einem Orchester und Chor zu improvisieren. Aber es gibt natürlich noch viel mehr wie das ‚Charlie Parker With Strings‘-Album, Marvin Gayes ‚What’s Going On‘, Norman Connors’ ‚Dark Of Light‘ und Donald Byrds’ ‚Cristo Redentor‘. Ich höre verdammt viel Musik.“ Was offenbar vor allem jene Kritiker weltweit, die vom Tuten und Blasen des Jazz keine oder nur eine periphere Ahnung haben, derart beeindruckte, dass sie „The Epic“ euphorisch in den Himmel jubelten. Zwar langte es in den USA nur für die Top 10 der Jazz-Charts, doch in Deutschland gab es dafür 2016 Platin: die Auszeichnung für mehr als 200.000 verkaufte Einheiten.

Eine Erklärung für den vielen rätselhaften Erfolg von Kamasi Washington findet sich in seiner perfekt geölten Medien-Maschine, die nicht allein mit Superlativen nur so um sich warf und nie vergaß zu erwähnen, dass Flying Lotus aka Stephan Ellison – der „The Epic“ auf seinem Label Brainfeeder herausbrachte – ein Großneffe von Alice Coltrane ist (als ob das irgendeine Relevanz habe), sondern auch in der Informationsverbreitung ganz eigene Wege ging. Die Promotion lief – und läuft bis heute – allein über Hip-Hop- und höchstens noch Rock-Kanäle. Die Jazz-Branche bleibt völlig außen vor, so dass selbst etablierte Jazz-Kritiker kaum einmal Vorab-Exemplare von Kamasi Washingtons opulenten Platten ergatterten.

„Diese Musik zielt auf Überwältigung, in ihr gilt die Gleichung: Mehr ist mehr“, urteilte Stefan Hentz damals für „Die Zeit“. „Bei den Kritikern hat die Überwältigung bereits funktioniert, vor allem bei solchen, die ansonsten die Berührung mit aktuellem Jazz eher meiden. Nun loben sie The Epic mitunter als ‚Meisterwerk‘, das wirke, als hätte die Jazzgeschichte nur darauf gewartet, endlich auf den Punkt gebracht zu werden“ (Süddeutsche Zeitung). Das ist natürlich ebenso Unsinn wie der Versuch von Spiegel Online, aus dem Album

abzuleiten, dass Washington und die Musiker aus seinem Umfeld angesichts der Ereignisse in Ferguson und anderer Fälle rassistisch unterlegter Polizeigewalt nun ‚die Notwendigkeit für eine sich ebenso radikalisierte Musik‘ sähen“, so Hentz’ kritischer Befund.

Um den „Black Lives Matter“-Aspekt für seine Musik zu verstehen, muss man nur einen Blick auf Kamasi Washingtons Jugend werfen, die er bei seinem Vater, dem zwar allseits respektierten, aber nicht sonderlich erfolgreichen Saxofonisten Rickey Washington in Inglewood und South Central verbrachte. Die waren und sind berüchtigte Brutstätten der Bandenkriminalität von Los Angeles, als Stützpunkte der rivalisierenden Bloods und Crips. „Sirenen und Schüsse jede Nacht“, erinnert sich der Musiker in einem Gespräch mit dem Berliner Tagespiegel, ebenso daran, „wie sehr wir als Kinder von der Vorstellung besessen waren, als afroamerikanische Jungs aus dieser gefährlichen Gegend nichts anderes als Gangster werden zu können. Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, die Verbrechen zu begehen, die dafür nötig gewesen wären, aber das Bild einer Gangsterexistenz stand mir doch klar vor Augen. Ich adaptierte die Sprache des Gangsta-Rap, schaffte mir die Gesten drauf und blickte so böse in die Welt, wie Gang-Mitglieder es tun. Bis eines Tages jemand sagte, du bist kein Gangster.“

Als Musiker, der mit 13 Jahren das Tenorsax seines Vaters entdeckt hatte, wurde Kamasi Washington von den Gangstern fortan in Ruhe gelassen. Politisch zu denken begann der Charismatiker, der stets in wallenden afrikanischen Gewändern und behängt mit riesigen goldenen Amuletten auftritt, als er irgendwann zu den wenigen Schülern gehörte, die aufgrund eines neuen Bildungsprogramms eine renommierte Highschool außerhalb ihres Bezirks besuchen durften. „Die neue Schule war für mich wie ein Kulturschock. Ich hatte niemals Leute getroffen, die so sprachen“, berichtete Washington 2015 der TAZ-Journalistin Fatma Aydemir. Er sei gerne zur Schule gegangen, doch gleichzeitig habe sich sein Blick auf die Gesellschaft radikal verändert. „Das Programm schien bloß dazu da zu sein, alle hellen Köpfe aus

der Community rauszuholen – was ich sehr traurig fand.“ Washington bemühte sich, Teil beider Welten zu sein. Seinen Freunden im Viertel erzählte er vom Geschichtsunterricht. In der Schule schrieb er Aufsätze darüber, wie Armut schwarze Jugendliche in die Kriminalität treibt.

Themen, die den inzwischen 37-jährigen Saxofonisten bis heute beschäftigen und die er immer wieder in seinen

Um den „Black Lives Matter“-Aspekt zu verstehen, muss man einen Blick auf Kamasi Washingtons Jugend werfen

opulenten Kompositionen zur Sprache bringt. Kein Wunder also, dass ihn der US-Kritiker Grady Tate zur „Jazz voice of Black Lives Matter“ erklärte. Mit der Begründung: „Du musst den Mystizmus nehmen, um zu erklären, wie all diese Dinge gleichzeitig zusammenkommen: die beste heroische Jazz-Herkunftsgeschichte seit den Marsalis-Brüdern, auf Kendrick Lamars Platte und bei dem Label von Flying Lotus zu sein – und Black Lives Matter.“ Aber das sei alles nichts ohne Washingtons persönliches Charisma, seinen tief spirituellen Sound und seine warmherzige, Buddha-ähnliche Aura: „Er ist vielleicht nicht ein großer Innovator, aber er ist ein bemerkenswerter, kraftvoller Kommunikator.“

In der Tat spielt Kamasi Washington die Klaviatur der Selbstdarstellung perfekt. Imposant, mit welcher Chuzpe er sich etwa auf dem Cover seines neuen Konzept-Albums „Heaven & Earth“ wie weiland der Heiland über die Wasser schwebend als neuer Messias des Jazz inszeniert. Und einfach nur erstaunlich das Leitmotiv des neuen Opus: „Die Welt, in der mein Verstand lebt, lebt in meinem Verstand!“, erklärt der gern sanft sprechende Mann auf der Cover-Innenseite. „Die Wirklichkeit, die wir erfahren, ist eine Kreation unseres Bewusstseins. Aber unser Bewusstsein kreiert auch diese Wirklichkeit auf Basis gleicher Erfahrungen. Wir sind also gleichzeitig die Erfinder unseres persönlichen Universums wie auch Geschöpfe unseres Universums.“ Der gute alte Konstruktivismus in neuem Gewande, wie so

Foto: Sven Thielmann





Foto: Sven Thielmann

Auch live angesagt: Kamasi Washington mit Band

vieles bei Kamasi Washington mystisch verbrämt, damit man das abgekupferte Original nicht auf Anhieb erkennt.

Auch zum Thema Jazz äußert er sich mit bemerkenswerter Eloquenz: „Ich komme aus einem Teil von Los Angeles, wo Jazz wirklich eine Befreiung darstellt.

Washington ist es gelungen, aus unzähligen Versatzstücken der Historie einen Klangkosmos zu schmieden

Ohne Druck kommt nichts heraus. Unser Jazz kommt wirklich aus dem tiefsten Inneren. Mein Stil kommt zum einen wirklich aus dem starken Wunsch, eine eigene Stimme zu haben. Und gehört zu werden. Und zum anderen habe ich mit so vielen verschiedenen Leuten so viele unterschiedliche Musiken gespielt, dass mich die Leute ständig mit den unterschiedlichsten Musikern vergleichen. Dadurch können sich aber auch sehr viele unterschiedliche Leute mit meiner Musik identifizieren. Ich sehe mich aber auch als Teil einer Bewegung, es gibt viele Leute wie mich, die vom selben Ort kommen. Die auch Jazz machen, auch wenn sie es nicht so nennen. Leute wie Flying Lotus, Kendrick Lamar, Robert

Glasper. Wir teilen dieselbe Energie.“ Was er an anderer Stelle kurz so zusammenfasst: „Meine Musik ist einzigartig.“

Wenigstens diesem Selbstlob kann man uneingeschränkt zustimmen, weil dem als „Retter“, „politisches Gewissen“ und „Lichtgestalt“ des Jazz verklärten Tenorsaxophonisten es in der Tat gelungen ist, aus unzähligen Versatzstücken der Historie einen Klangkosmos zu schmieden, der in seiner bombastischen Opulenz von ebenso überwältigender wie ermüdender Emotionalität ist, dass sie selbst die größten Skeptiker nicht unberührt lässt.

Branford Marsalis, der in seiner Jugend selbst mal schwer angesagt war, findet zu dem gegenwärtigen Hype um einen neuen Messias allerdings deutliche Worte: „Mir hat kürzlich jemand gesagt, Kamasi Washington rette den Jazz. Aber das ist natürlich Quatsch! Erstens halte ich seine Musik nicht unbedingt für Jazz – aber das ist egal. Den Jazz aber würde Washington erst dann retten, wenn er seine jungen Zuhörer dazu bringen könnte, ein Album von Louis Armstrong, von Lester Young oder von John Coltrane zu kaufen. Wenn man Jazz für sich in Anspruch nimmt und behauptet, die Zukunft dieser Musik zu sein, dann macht man Werbung für sich, aber kaum für die ganze Jazz-Kultur.“ ■

Aktuelle CD



Kamasi Washington:
Heaven & Earth
(Young Turks
3 CDs)
*Rezension siehe
Seite 68*